

Nachricht, nach der Emma sich am meisten sehnte: dass Tillys Mörder gefasst worden war.

Während Will unter die Dusche ging, lehnte sich Leanne wieder gegen das Kopfteil und schloss beide Hände fest um ihre Tasse. Wenn ihr Blick konzentriert gewesen wäre, hätte sie entweder ihr eigenes Bild in dem an der Wand lehrenden Spiegel angestarrt oder den übervollen Wäschekorb daneben. (»Die Klamotten kriegen irgendwann Beine und laufen von allein weg, wenn du sie noch ein bisschen länger liegen lässt«, hätte Pete gesagt, wenn er das gesehen hätte. Als läge die Wäsche irgendwie ganz allein in ihrer Verantwortung.) Doch an diesem Morgen war sie sich ihrer Umgebung ganz und gar nicht bewusst.

Stattdessen hatte sie Emma Reid vor Augen, so wie sie sie zum ersten Mal gesehen hatte – glänzendes karamellfarbenes Haar, das in einen dieser Knoten zurückgebunden war, in dem das Haar scheinbar unordentlich befestigt ist und aus dem sich wie ungewollt einige Strähnen lösen. Diese Frisur wirkte wahnsinnig lässig, doch Leanne hatte es oft genug bei ihren eigenen widerspenstigen hellbraunen Haaren ausprobiert (»beige« hatte Pete sie immer spöttisch genannt), um zu wissen, dass sie bei Weitem nicht so nebenbei entstanden war, wie es den Anschein hatte.

Die losen Haarsträhnen umrahmten ein kleines hübsches Gesicht mit makellosem Teint. Sie war die Art von Frau, die sich so schminken konnte, dass es wirkte, als wäre sie ungeschminkt. Leanne erinnerte sich, dass sie enge ausgebleichene Jeans getragen hatte, die in kniehohen Lederstiefel gesteckt hatten, und Leanne hatte an ihre eigenen Stiefel denken müssen, die um ihre Unterschenkel herum gerade eben passten, und sich gefragt, wie viele Zentimeter Umfang sie an jedem Bein verlieren müsste, um die Stiefel über dicke Jeans ziehen zu können. Und dann hatte sie sich schlecht gefühlt, weil sie an etwas so Triviales dachte. Heutzutage passierte ihr das mit dem schlechten Gewissen nicht mehr so oft. Sie verstand inzwischen, dass es fürs Trauern keine Regeln gab, keine Beschränkungen für die Art und Weise, wie man denken sollte oder nicht. Im ersten Moment konnte man mit etwas so Furchtbarem konfrontiert sein, dass man darüber alles, was man über die Welt wusste, infrage stellte, und im nächsten Moment würde man daran denken, dass man die Gasrechnung noch bezahlen musste. So war es einfach.

Als sie Emma Reid zum ersten Mal getroffen hatte, war Tilly nur vermisst gewesen. Guy, Emmas Ehemann mit dem kantigen Kinn, hatte unter Druck gestanden und war die ganze Zeit durchs Haus gestiefelt. Es gibt eine Menge, was man *tun* kann, wenn ein Kind vermisst wird – man kann Leute anrufen oder die Suche organisieren –, und Guy Reid war *tatkräftig*. Also war er ganz in seinem Element, ersann Strategien, dachte über Lösungen nach, über das »Best-Case-Szenario«. Soweit Leanne es beurteilen konnte, war der hochgewachsene Mann eine Art Problemlöser in der Bankbranche, einer dieser Menschen, die ihr Leben damit verbringen, mit Begriffen wie »Best-Case-Szenario« um sich zu werfen. Das war noch bevor es nichts mehr für ihn zu tun gab, bevor all diese tatkräftige Energie in ihm sich in etwas anderes verwandelte und das Best-Case-Szenario sich als schlimmer als alles herausstellte, was er sich hätte vorstellen können.

Emma war offensichtlich daran gewöhnt gewesen, dass ihr Mann diese Best-Case-Szenarios auch erreichte. Sie schien sich des Ernstes der Situation gar nicht bewusst zu sein – hatte nicht einmal die Verbindung zum Tod des kleinen Purvis-Mädchens zwei Jahre zuvor hergestellt. Sie hatte wie jemand ausgesehen, der darauf wartet, dass sich ein Missverständnis aufklärt, als hätte ihr der Kassierer zu wenig herausgegeben.

Leanne war diejenige gewesen, die ihnen die Neuigkeiten hatte mitteilen müssen, als sie zwei Tage später die Leiche gefunden hatten. Das war etwas, das man seinem schlimmsten Feind nicht wünschte. Der Leiter der Ermittlungen hatte ihr angeboten, sie zu begleiten, doch er hatte es auf eine Weise getan, die keinen Zweifel zuließ, dass er sich lieber ohne Betäubung die Zehennägel hätte herausreißen lassen, wie sie es Pete gegenüber später ausgedrückt hatte.

Also hatte sie es allein durchgezogen, hatte sich auf dem braunen Ledersofa der Reids vorgebeugt, um über den Couchtisch hinweg Emmas Knie zu berühren. Man hatte ihnen viel über Körpersprache und tröstliche Gesten beigebracht. Man hatte ihnen nichts darüber beigebracht, wie es aussieht, wenn direkt vor den eigenen Augen das Leben aus einem Menschen weicht, oder wie es sich anfühlt, auf eine Weise angeschaut zu werden, als wäre man selbst für die Dinge verantwortlich, die man gerade schilderte. Man hatte ihnen nicht beigebracht, wie unangemessen sich der Satz »Es tut mir leid« anhören kann.

Um Viertel vor acht hatte Leanne Emma Reid noch immer nicht angerufen. Wenigstens hatte sie zu diesem Zeitpunkt schon damit angefangen, sich anzuziehen. Normalerweise zog sie einfach die erstbesten Klamotten aus der »Arbeitsseite« ihres Kleiderschranks, doch heute gab sie sich etwas mehr Mühe. Heute würde ganz offensichtlich kein gewöhnlicher Tag werden, und sie wollte gewappnet sein, was hieß, dass sie Kleider tragen wollte, die nicht wirkten, als hätte sie sie unten aus dem Schmutzwäschebehälter hervorgekramt. Eine bemerkenswerte Eigenschaft von Emma Reid war, dass sie auch in tiefster Trauer noch die passenden Socken zu ihrem Outfit trug. Leanne konnte von Glück reden, wenn ihre Socken auch nur zueinanderpassten.

Leanne durchwühlte gerade ihre Unterwäscheschublade nach einer Strumpfhose ohne Loch, als ihr Telefon erneut klingelte. Desmond.

»Ich hoffe, Sie haben sie schon angerufen, denn offenbar verbreitet sich die Neuigkeit bereits.«

Scheiße.

»Ich wollte sie gerade anrufen.«

Desmond war davon unbeeindruckt.

Nachdem sie aufgelegt hatte, scrollte Leanne sofort durch ihre Kontaktliste. Die Festnetznummer war unter *Reids* gespeichert, daran erinnerte sie sich. Doch sie scrollte einen Eintrag weiter zu *Reid, Emma*.

Während sie darauf wartete, dass Emma ranging, versuchte sich Leanne, an die Stressabbautechniken zu erinnern, die man ihnen bei ihrem Training beigebracht hatte. *Tief durchatmen, konzentrieren Sie sich auf Ihre Atmung, nicht auf das, was um Sie herum passiert.* Nicht auf den Riss an der Decke über dem Schlafzimmerfenster, der im letzten

Monat breiter geworden zu sein schien, nicht auf die Tatsache, dass die Strumpfhose, die sie ausgewählt hatte, eine Laufmasche am Oberschenkel hatte (sie dachte kurz darüber nach und entschied, dass der Rock sie gerade so verdecken würde), nicht auf das Bild von Emma Reid, wie sie in seliger Ahnungslosigkeit ihre morgendlichen Routinen verrichtete, oder auf Jemima Reids Gesicht, das vor Angst und Frustration ganz fleckig wäre.

»Emma? Es tut mir so leid ...«

3

»Um ehrlich zu sein, interessiere ich mich einen Scheiß für Ihre Gewinnspanne, Mr. Bellows. Wenn man eine Badezimmerarmatur bestellt, erwartet man doch, dass sie irgendwas mit Wasser zu tun hat. Und zwar nicht nur hier und da mit ein paar Tropfen, sondern mit einer verdammten Kaskade!«

Sally Freeland bemerkte, dass der Mann, der ihr gegenüber in dem überfüllten Zug am Tisch saß, seine Frau mit dem Ellbogen anstieß, doch das störte sie nicht. Was sie hingegen störte, war, dass Mr. Bellows ihr weiszumachen versuchte, dass der Wasserdruck in ihrer Wohnung schuld war.

»Ich bin Journalistin, Mr. Bellows. Wenn ich meinem Verleger sage, dass ich fünfzehnhundert Wörter über machtgierige Parlamentsabgeordnete schreibe, dann aber nur tausend Wörter abliefern und ihm erkläre: ›Ach, mein Tisch hat ein bisschen gewackelt, deshalb konnte ich nicht so viel schreiben‹, wird er vermutlich nicht sehr glücklich darüber sein, oder?«

Mr. Bellows konnte mit dieser Analogie offenbar nichts anfangen. Und irgendwie zweifelte Sally daran, dass Mr. Bellows irgendeine Analogie erkennen konnte, selbst wenn man ihn mit der Nase darauf stieß. Sie drückte auf »Gespräch beenden« und riss das Mikrofon ihres Headsets beiseite.

Sie hatte schon jetzt einen Scheißtag, und es war gerade mal zehn Uhr. Für eine Zigarette hätte sie *töten* können.

»Ich bin Nichtraucherin«, erinnerte sie sich und versuchte, sich an den genauen Wortlaut dessen zu erinnern, was Sebastian, der Hypnosetherapeut, gesagt hatte. »Ich kann ans Rauchen *denken*, aber ich entscheide mich, es nicht zu *tun*.«

Es klappte nicht.

Sie lehnte sich in ihren Sitz zurück, sah aus dem Fenster auf die grüne Landschaft von East Sussex, die an ihr vorüberzog, und versuchte, ihren Ärger loszulassen, wie es ihr ihre Lebensberaterin Mina ständig beizubringen versuchte. Konzentrier dich auf was anderes, rief sie sich zur Ordnung.

Sie nahm ihre Mulberry-Tasche vom Sitz neben sich und wühlte sie durch. Sie runzelte die Stirn, als sie auf die Mulberry-Brieftasche stieß, die sich mit ihrem total anderen Branton immer mit der Tasche biss. Sie hatte wirklich recht damit gehabt, sich von Noel zu trennen. Was für ein Mensch schenkte einem denn eine hellbraune Mulberry-Tasche zum Geburtstag und dann eine schokoladenbraune Mulberry-Brieftasche zum Valentinstag? Nicht dass das der Hauptgrund für die Trennung gewesen wäre. Es war eher ein Symptom, so hatte sie es Mina gegenüber genannt.

Sie ignorierte die zaghafte Stimme in ihrem Inneren, die darauf hinwies, dass Noel mit ihr Schluss gemacht hatte, und sie würde sich jetzt ganz sicher nicht mit dieser

schrecklichen Szene beschäftigen, wie sie betrunken und schluchzend bei ihm zu Hause aufgekreuzt war, er sie aber nicht reingelassen, sondern ihr nur ein Taxi gerufen und mit ihr draußen auf dessen Ankunft gewartet hatte.

Sally zog ein rotes Krokoderetui hervor und nahm ihre Lesebrille heraus, bevor sie entschlossen den Laptop aufklappte.

Konzentrier dich, konzentrier dich, konzentrier dich.

Es war erst sechs Monate her, dass sie sich das letzte Mal mit dem Kenwood-Killer-Fall beschäftigt hatte – dieses peinliche Interview mit Fiona Botsford, der Mutter des dritten Opfers –, doch schon ganze vier Jahre, seit die Sache mit dem Tod von Megan Purvis ihren Anfang genommen hatte. Natürlich hatte es sich damals noch nicht um einen Serientäter gehandelt, es war nur ein scheinbar zufälliger Mord, wie er eben manchmal vorkommt. Eine Leiche war in den Wäldern östlich von Hampstead Heath gefunden worden. Obwohl Sally damals schon in London gelebt hatte, war sie ein Mädchen aus Fulham und hatte sich niemals in das ausgedehnte Wiesen- und Waldgebiet verirrt, sodass sie überrascht war, als sie im Norden der Stadt etwas vorfand, das beinahe eine Wildnis war, obwohl es sich so nah an der Zivilisation befand. Die Größe der Heidelandschaft mit ihren verborgenen Lichtungen und kilometerlangen Fußwegen, auf denen man unterwegs sein konnte, ohne auf eine Menschenseele zu treffen, und am Ende jedwede Orientierung verlor, hatte sie beunruhigt.

Das erste Mal, dass sie nach North London hinaufgefahren war, hatte sie sich für ihre Dummheit verflucht, als sie im Stau rund um Croydon stecken blieb. Sie hatte fast eine Woche lang beim Haus der Purvis' herumgehungen, hatte mit allen gesprochen, die es betraten oder verließen, hatte mit Geld um sich geworfen, als würde es bald aus der Mode kommen, und sich dreizehn Strafzettel fürs Falschparken eingehandelt. Ihre Hartnäckigkeit hatte sich am Ende gelohnt. Das war fast immer der Fall. Sie hatte den Jackpot geknackt, indem sie für einen wohltätigen Zweck Helen Purvis' Wahl eine große Summe gespendet und eine ihrer engen Freundinnen überzeugt hatte, dass die Gewährung eines Interviews der einzige Weg war, um den Rest der Pressemeute dazu zu bewegen, von ihr abzulassen.

Sie war stolz auf dieses Interview gewesen, ganz zu schweigen von ihrer Erleichterung. In den Neunzigern hatte es eine Zeit gegeben, in der man ihr den Beinamen »Königin der Exklusivinterviews« verliehen und sie, ausgestattet mit einem praktisch unbeschränkten Kredit und einem üppigen Spesenkonto, überallhin geschickt hatte. Doch diese Zeiten waren lange vorbei. Heutzutage hatten alle Angst, ihren Job zu verlieren, wenn sie irgendwelche Zahlungen von über hundert Pfund genehmigten. Alles wurde in Gremien entschieden, damit am Ende niemand den Kopf dafür hinhalten musste. Zum Glück saß sie nicht mehr in irgendeinem Büro, in dem alle auf Zehenspitzen gingen und Salat an ihren Schreibtischen aßen, den sie von zu Hause in Plastikbehältern mitgebracht hatten. Das letzte Mal, dass sie im Büro des *Chronicle* gewesen war, war es ihr vorgekommen, als hätte sie eine Bibliothek betreten, so still war es gewesen, und all die ernstesten Praktikanten waren sich furchtbar wichtig vorgekommen, obwohl man ihnen keinen Penny bezahlte. Sie